

„Nie wieder Opfer – nie wieder Täter“

*Unter dem Thema „Erziehung nach Auschwitz“ fand in den Sommerferien zum wiederholten Mal eine Lehrer-Fortbildung der nordrhein-westfälischen Bezirksregierungen statt. Die Veranstaltung wird seit Jahren betreut von Ulrike Schneider-Müller, Fachleiterin in der Lehrerfortbildung für die Bezirksregierung Münster – und ehemalige Schülerin am SUG, Abiturjahrgang 1972.*

*An der 14tägigen Fortbildung, die überwiegend an der „International School for Holocaust Studies“ in Yad Vashem/Jerusalem stattfand, nahm zum ersten Mal auch ein Lehrer des SUG teil.*

Vom See Genezareth kommend quält sich der Bus die letzten Haarnadelkurven hinauf zu den Golan-Höhen. Auf dem Parkplatz stehen zwei weiße UN-Fahrzeuge. Das letzte Stück zu Fuß bis zum höchsten Punkt ist gesäumt von überlebensgroßen Tierfiguren, die ein israelischer Künstler aus dem herumliegenden Waffenschrott zusammengebastelt hat. 1967 im Sechs-Tage-Krieg und dann noch einmal 1973 kämpfte der junge Staat Israel hier oben gegen Syrien ums Überleben.

Seitdem herrscht Ruhe auf dem Golan. Zwei Blauhelmsoldaten langweilen sich an einer Maschinengewehrstellung durch den Tag und sind dankbar für Besucher wie uns, denen sie bereitwillig Auskunft über ihren unspektakulären Job geben. Der Dauerkonflikt Israels mit seinen arabischen Nachbarn hat sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte andere Schauplätze und Methoden gesucht. Der ehemals umkämpfte Berggrücken ist weltpolitisch aus der Schusslinie geraten.

Nicht aber das Land, das uns hier oben zu Füßen liegt.

Wir schauen in die weite Ebene vor uns. Syrien. In Sichtweite die von Israel 1967 zerstörte Stadt Kuneitra, nie wieder aufgebaut und im Landesinneren am Horizont neu errichtet. Damaskus ist nur 50 Km entfernt. Und dann hören wir von weitem immer wieder Schüsse und Granateinschläge. Wir stehen am Rande eines Kriegs. Hier nimmt der Flüchtlingsstrom nach Europa und Deutschland seinen Anfang.

Es ist eine bizarre Erfahrung, hier oben zu stehen.

Rückfahrt nach Jerusalem. Wir durchqueren den fruchtbarsten, unerwartet grünen Teil Israels. Eine riesige Ebene voller landwirtschaftlicher Nutzflächen. Als der Golan noch zu Syrien gehörte, wurde das kleine Israel, besonders aber diese Ebene, immer wieder vom Golan aus mit syrischen Raketen beschossen.

Unser israelischer Guide erklärt uns später die immense Wichtigkeit der Golan-Höhen für Israel. Schon am Tag nach seiner Staatsgründung am 14. Mai 1948 wurde der jüdische Staat von arabischen Einheiten angegriffen. Die Sichtweise der unter dem Trauma des Holocaust stehenden Juden, die in Palästina auf biblischem Boden endlich Ruhe nach fast zweitausendjährigem Exil zu finden hofften, kollidierte mit der arabischen Bevölkerung, die seit Generationen auf dem von Israel beanspruchten Land lebte. Der alte Konflikt schwelt bis heute und wird von beiden Seiten – auf arabischer insbesondere von der Hamas und der Hisbollah – immer wieder angeheizt. Israel verteidigt sich vor dem Hintergrund der Nazi-Barbarei an den Juden nach der Devise, „nie wieder Opfer“ zu werden.

„Nie wieder Täter werden“ – mit dieser fast schon genetisch verankerten Selbstverpflichtung sind wir als Deutsche, als Angehörige des Tätervolks im Kontext

des Holocaust, groß geworden. Und irgendwie ist es auch dieser Gedanke, der viele von uns an der Fortbildung teilnehmenden Lehrern nach Israel führt. Zehn Tage lang studieren wir an der „International School for Holocaust Studies“ (ISHS) in Yad Vashem/Jerusalem, der weltweit bedeutendsten Gedenkstätte, die an die nationalsozialistische Judenvernichtung erinnert und sie umfassend wissenschaftlich dokumentiert. Jeden Tag mindestens acht Stunden Vorlesungen, Seminare, Workshops, Museumsbesuche, alles unter dem Thema „Erziehung nach Auschwitz“. So wie ich waren schon viele der mitreisenden Kollegen – übrigens längst nicht nur Gymnasial- und Geschichtslehrer - mit Schülergruppen in Auschwitz oder Buchenwald gewesen, alle haben sich – natürlich – immer wieder unterrichtlich mit dem Thema Holocaust auseinandergesetzt. Uns allen gemeinsam war diesbezüglich die Erfahrung, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, dem Grauen der industriellen Massenvernichtung an sechs Millionen Juden unterrichtlich und erzieherisch gerecht zu werden.

Hier erwartete uns in Yad Vashem ein totaler methodisch-didaktischer Reset. Die Pädagogik der International School betont bei der Vermittlung des Holocaust die Notwendigkeit eines Perspektivwechsels. Wo im deutschen Geschichtsunterricht i.d.R. versucht wird, das Thema mit der Beschreibung des Massenmords, mit unfassbaren Zahlen, natürlich der Einbettung in die Nazi-Ideologie und der Schuldfrage anzugehen, legt die ISHS besonderen Wert auf die Inblicknahme des jüdischen Lebens in Europa (besonders Osteuropa) auch vor der Shoa. Dies geschieht selten pauschal, sondern möglichst anhand gut erforschter Einzelschicksale, deren Leben – im Falle des Überlebens – auch nach dem Krieg weiterverfolgt wird. Zu vielen solcher Biographien gibt es äußerst professionelles Unterrichtsmaterial. So kann etwa die glückliche Kindheit eines jüdischen Mädchens in einer ostpolnischen Kleinstadt der 30er Jahre ausführlich erforscht werden, die dann mit dem Einmarsch erst der Roten Armee und dann 1941 der deutschen Wehrmacht ein jähes und katastrophales Ende nimmt. Sie überlebt Auschwitz, kommt nach dem Krieg nach Israel und lebt dort ihr Leben weiter. Aber natürlich sind für sie Kriegsende und Befreiung nicht die vielzitierte Stunde Null – jetzt beginnt die lebenslange „Bekämpfung der Monster“, wie viele KZ-Überlebende die Verarbeitung des Horrors umschreiben.

„Never tell history without telling a story“: Den Holocaust zu vermitteln, indem man ihm Gesichter gibt und dadurch dem von den Nazis gewollten Überschreiben der Geschichte entgegenwirkt - das ist ein Ziel der ISHS-Didaktik. Da wird der junge Mann zum Thema, der trotz Schwerstarbeit und einer Essensration von täglich 184 Kalorien die Kraft hat, eine Theatergruppe im jüdischen Ghetto von Lodz ins Leben zu rufen. Oder der jüdische Hilfspolizist, der bei einer Ghettoauflösung in Polen 1943 die verängstigten Juden aus ihren Häusern treiben muss, die dann unten auf der Straße in die wartenden LKW nach Auschwitz gepfercht werden. Hatte dieser Mann einen Handlungsspielraum? Kaum. Anders als die Mitglieder des deutschen Polizeibataillons 309 aus Köln, die am 27. Juni 1941 die jüdische Bevölkerung im ostpolnischen Bialystok in die städtische Synagoge trieben und diese dann anzündeten. Mindestens 700 Menschen verbrannten bei lebendigem Leib. Für dieses Verbrechen gab es keinen Befehl von oben, auf den sich ja nach dem Krieg so gerne bezogen wurde. Die Einheit handelte völlig autonom – keiner der Beteiligten hätte, wenn er gewollt hätte, an diesem Verbrechen teilnehmen, niemand hätte dienstrechtliche Konsequenzen befürchten müssen.

Die Thematisierung von solchen (echten oder scheinbaren) Dilemmata, das Ausloten von Handlungsspielräumen und die Sensibilisierung für Normverschiebungen in der Gesellschaft – das sind gleichzeitig die Ansatzpunkte, um von der Aufarbeitung des Holocaust zur heutigen Lebenswelt der Schüler (und Lehrer) zu gelangen. Wenn wir lernen, die Täter als Menschen zu betrachten, anstatt sie zu dämonisieren, rückt gleichzeitig die Verantwortung für das eigene Handeln ins Bewusstsein.

Schwere Kost das alles, aber hochspannend. Und nicht einfach umzusetzen. Das merken wir an unserem letzten Tag in der ISHS, als wir in einer Podiumsdiskussion mit vier israelischen Frauen sitzen – zwei sind jüdisch, zwei palästinensisch. Es geht um die Frage, wie der Holocaust an israelischen Schulen gelehrt wird. Schnell zeigt sich in den Redebeiträgen das Grundproblem des Zusammenlebens von Israelis und Arabern: „Das Desaster der Juden, die Shoa, hat zu unserem, dem palästinensischen Desaster geführt“, so formuliert es eine Teilnehmerin. Die Staatsgründung Israels 1948 hätte es wohl tatsächlich nicht ohne den vorausgegangenen Holocaust gegeben. Und es gibt im Moment wenig Hoffnung, dass sich beide Seiten aufeinander zubewegen werden. Parteiprogramme rechter israelischer Parteien formulieren ihren Rassismus und ihre Fremdenfeindlichkeit vielfach deutlich aggressiver, als man es aus unseligen Verlautbarungen von NPD oder AfD in Deutschland kennt.

Also im Westen wie im (Nahen) Osten nichts Neues? Vielleicht immerhin die Erkenntnis, die ebenfalls in der Podiumsdiskussion deutlich wurde: Achtsamkeit dem Anderen (Fremden) gegenüber kann nur entstehen, wenn man sich mit der Geschichte des Anderen beschäftigt: „Wenn man besser informiert ist und mehr voneinander weiß, wird es erst einmal noch komplizierter; aber nur so kann man sich annähern.“ Einig war man sich auf dem Podium, dass der Holocaust Israelis, Palästinensern, überhaupt allen Menschen den Spiegel vorhält, dass hier universelle Menschheitswerte in einen tiefen Abgrund gestoßen wurden.

Die palästinensische Podiumsteilnehmerin, die das so formulierte, hat ihren drei Kindern Vornamen gegeben, die jeweils typisch sind für die drei - etwa auf dem Jerusalemer Tempelberg - widerstreitenden Weltreligionen: Sarah, Mohammed und Maria. Ernüchternd und ermutigend zugleich fällt ihre Schlussbemerkung aus: Annäherung und Verständigung unter den Völkern werden nie von oben kommen („schon gar nicht von den Männern in der Politik“), sondern nur von „mothers at home – and schools“.

*Christoph Schulte*